

MICHAEL KOTHE

Auf Stippvisite in *Schmunzelmord*



5 ausgewählte Kurzgeschichten

A.M.K. 

Michael Kothe

Auf Stippvisite in Schmunzelmord

Diese Reihe bietet eine Erkundungsreise in Sammlungen kurzer Erzählungen und Lyrik des Autors. Seine Beiträge unterwirft er regelmäßig in Literaturwettbewerben dem Urteil der Jury. Über 20 beste Plätze und Veröffentlichungen in Büchern kleiner oder renommierter Verlage sind daraus hervorgegangen.

Inhaltsverzeichnis

[Impressum](#)

[Über dieses Buch](#)

[Über den Autor.](#)

[»Wir haben Ihre Tochter.«](#)

[Die Insel](#)

[Des Lebens Lauf](#)

[Heiße Weihnacht](#)

[Kostüme](#)

[Vom selben Autor.](#)

MICHAEL KOTHE

Auf **Stippvisite** in

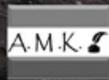
Quer Beet

aufs Treppchen

2020/2021



5 ausgewählte Kurzgeschichten



Michael Kothe

Auf **Stippvisite** zu

»Quer Beet

aufs Treppchen«

2020/2021

5 ausgewählte Kurzgeschichten aus ...

einer Sammlung von 23 ambitionierten Erzählungen und Gedichten

<https://Stippvisite-by-Michael-Kothe.jimdosite.com>



Autor Michael Kothe

Impressum

Verantwortlich: Michael Kothe

Copyright:

Inhalt, Text, Lektorat, Layout, Fotos,

Umschlaggestaltung: © 2021 Michael Kothe,

Kontakt:

Deutschland: 85716 Unterschleißheim, Friedhofstr. 4

Spanien: 36980 O Grove/Pontevedra

Telefon mobil: 0034 744 480 080

eMail: autor.michael-kothe@gmx.de

Internet: <https://autor-michael-kothe.jimdofree.com>

Gefällt mir! facebook @autormichaelkothe

Schreibt eure Bewertung im Internet und bei facebook & Co oder schickt sie mir als Mail zum Posten auf meiner Homepage. Ich freu' mich drauf.

Die im Buch beschriebenen Handlungen und die genannten Personen sind fiktiv. Ähnlichkeiten und Namensgleichheiten sind zufällig und unbeabsichtigt. Produkt- und Markennamen sind Eigentum der jeweiligen Rechteinhaber.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Über dieses Buch

Liebe Leserin, lieber Leser,

die schlanken eBooks der Reihe *Stippvisite* möchten Sie Ihnen das Reinlesen in meine Anthologien ermöglichen und – natürlich! – Ihnen den Mund wässrig machen auf die komplette Sammlung kurzer Erzählungen und Gedichte. Zwei oder drei Dinge haben alle Beiträge in den Anthologien gemeinsam: den in Kommentaren regelmäßig angesprochenen *leichtfüßigen Schreibstil* (auch bei düsteren Themen und Genres), das in Rezensionen betonte Versprechen, Sie mit einer *unerwarteten Wendung* oder Pointe zu überraschen, und bei »Quer Beet aufs Treppchen« ihre Bestimmung für Schreibwettbewerbe. Dort sage ich Ihnen auch, für welche Wettbewerbe ich die Beiträge geschrieben habe, und ob sie es »aufs Treppchen« geschafft haben.

Insofern ist der Titel Programm. *Stippvisite* führt Sie im buchstäblichen Sinne hin zu ausgewählten Beispielen meiner Fantasie. Es ist aber auch eine *Stippvisite* im übertragenen Sinn: die intime Berührung mit den Fingerspitzen, die diesmal Ihren Geist berühren und ihn für das Eintauchen in die Geschichten öffnen möchte. Und nun wünsche ich Ihnen ungetrübtes Lesevergnügen und Appetit auf mehr.

Michael Kothe

Über den Autor:

Michael Kothe, Diplomkaufmann und Wirtschaftsjurist, Jahrgang 1953.



Mit Worten jonglieren. Das war über 30 Berufsjahre lang eine seiner Aufgaben. Auf Deutsch und Englisch. Davon leben heute seine Geschichten und Romane. Verantwortung seinen Partnern gegenüber nimmt er ernst. Früher waren das in nationalen und internationalen Rüstungsprogrammen Industrie, Ämter und Ministerien, heute sind es seine Leserinnen und Leser.

Den Ruhestand verbringt er mit seiner Frau bei München mit den Tatorten seiner Krimis vor der Haustür und in Galicien, dem grünen Norden Spaniens, wo er Inspirationen für Fantasy-Romane sammelt. Seine Zeit lockert er mit dem Schreiben von Kurzgeschichten aus allerlei Genres auf, die ihm in Literaturwettbewerben zahlreiche Preise und vordere Plätze bescheren.

Mehr Information über Michael Kothe und seine aktuellen Veröffentlichungen finden Sie auf

<https://autor-michael-kothe.jimdofree.com>

»Wir haben Ihre Tochter.«

»Berger. Guten Abend.«

»Reden Sie nicht, hören Sie einfach zu! Wir haben Ihre Tochter. Kein Wort zu irgendjemandem! Es geht Ihrer Tochter gut. Noch. Wir melden uns wieder.«

Berger hatte gerade aufgelegt, als das Telefon nochmals läutete.

»War ich deutlich genug? Keine Polizei! Wir beobachten Ihr Haus, und wir haben Ihr Telefon angezapft.«

Unwillkürlich trat Berger ans Fenster. Immer musste er sich gerade so verhalten, wie es der Situation am wenigsten angemessen schien. Er selbst schob das auf seinen Zynismus, der ihn regelmäßig auf Konfrontationskurs führte. Sachte schob er die Gardine so weit zur Seite, dass er einen Blick nach draußen werfen und dennoch hoffen durfte, man habe die Bewegung von der Straße aus nicht gesehen. Dann schlug er sich mit der flachen Hand an die Stirn, schüttelte den Kopf und schalt sich einen Esel. Nach einem kurzen Durchatmen griff er einen Stift und kritzelte etwas auf den Rand seiner Fernsehzeitung. Hoffentlich konnte er das später noch entziffern! Dann tat er genau das, was die Entführer ihm verboten hatten: Er rief die Polizei an.

»Kriminalpolizei in Ebersberg, Kriminalhauptkommissar Unwohl. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Herr Unwohl, Berger hier, ich hoffe, Sie sind der Sache gewachsen. Ich melde Ihnen eine Entführung. Die Entführer haben mir bisher nur mitgeteilt, sie hätten meine Tochter in ihrer Gewalt. Sie melden sich wieder, sagten sie. Das Übliche ...«

Ungesehen huschte die kleine Ermittlertruppe in Zivil durch den Garten über die Terrasse und war nach Sekunden in Bergers Diele versammelt. Im Wohnzimmer wollten sie nicht bleiben, da das von dem schmalen Weg zwischen den Reihenhäusern her eingesehen werden konnte. Als Berger nach einem schnellen Rundumblick und nach dem Schließen des Gartentörchens das Wohnzimmer durchquerte, hatten die Polizisten im Esszimmer schon mit dem Aufbau ihrer Geräte begonnen.

»Sagen Sie mal, Herr Berger, die Vermisstenanzeige ist schon vier Tage alt, und da melden sich die Entführer erst jetzt?«

Der Angesprochene zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, Herr Unwohl. Da kann ich auch nur spekulieren. Schließlich sind *Sie* der ermittelnde Beamte.«

»Na, egal. Jedenfalls war es gut, dass Sie uns gleich gerufen haben.« Unwohl bemühte sich um einen versöhnlichen Ton. »Zwischen den beiden Anrufen waren gerade einmal Sekunden vergangen? Dann haben die Verbrecher Ihre Nummer sicherlich eingespeichert. Sie haben eine Telefonnummer, sagten Sie?«

»Klar, ich habe nicht umsonst ein gutes Zahlengedächtnis. Nur den Bruchteil einer Sekunde stand die Nummer auf meinem Display, bevor die Rufnummernunterdrückung aktiv wurde. Warten Sie, ich hab sie aufgeschrieben.«

Berger kratzte sich am Kinn. Sein Gedächtnis hatte wohl ausgereicht, sich die Nummer des Anrufers zu merken, bis er sie aufs Papier geworfen hatte, aber wo hatte er nun seine Notiz? Nach einigem Kramen auf dem Couchtisch im Wohnzimmer kehrte er ins Esszimmer zurück und überreichte mit einem befriedigten Lächeln den abgerissenen Zeitungsrand.

»Horst,« rief Unwohl seinem technischen Kollegen zu, »das ist dein Revier.« Er reckte sich mit dem Zettel über den Esstisch.

Mit der Notiz verschanzte sich dieser Horst wieder hinter seinen beiden Computern. Laptops, die mit reichlich Peripherie verkabelt waren, deren Zweck Berger nicht ansatzweise verstand. Gefragt hatte er allerdings auch

nicht. Ihm genügte es, dass die Ermittler ohne Aufsehen sein Haus erreicht und sich darin eingerichtet hatten. Mit mehreren Flaschen Mineralwasser und mit reichlich Kaffee warteten nun alle auf den nächsten Anruf.

»Berger.«

»Hören Sie zu! Wir wollen eine halbe Million. Wir wissen, dass Sie so viel flüssig machen können, schließlich beobachten wir Sie nicht erst seit gestern. Das Geld übergeben Sie uns morgen. Wann genau und wo, erfahren Sie noch. Und noch mal: keine Polizei!«

Damit war der Anruf beendet.

Horst schaute hinter seinem Display hervor. »Warum haben Sie nicht nach einem Lebenszeichen gefragt? Ich hätte etwas mehr Zeit gut gebrauchen können. 20 Sekunden waren schon arg knapp.«

Berger zuckte die Schultern. Seine Antwort klang besserwisserisch. »Das hätte die Minute auch nicht vollgemacht, die Sie bräuchten. Die Kerle sind gewitzt. Die hätten aufgelegt und sich wieder gemeldet. Wieder nur für einen Moment.«

Horst brummte etwas, das wie »Vermutlich hat er recht.« klang. Schon war er wieder hinter sein Display abgetaucht. Lange blieb er nicht unsichtbar.

»Heureka!«, tönte es, und Horst strahlte Unwohl und Berger an. »Die Kerle kommen sich richtig schlau vor. Haben sich ein gebrauchtes Smartphone gekauft und eine Prepaid-SIM-Karte eingelegt. Natürlich nicht registriert. Wohl in irgend 'nem Handyladen auf dem Elektronikstrich hinterm Hauptbahnhof gekauft. Keine schlechte Idee, aber an eins haben sie nicht gedacht ...« Die Gruppe entspannte sich. Der Anruf bezüglich Uhrzeit und Ort der Geldübergabe war vor morgen nicht zu erwarten.

Er kam am nächsten Vormittag um Punkt neun Uhr. Viel sagen konnte der Erpresser nicht.

»Jetzt hören Sie *mir* mal zu!« Bergers Stimme klang fest und fordernd.
»Bevor ich von Ihnen auch nur ein Wort darüber hören will, wo ich das Geld hinzubringen habe, verlange ich ein Lebenszeichen.«

»Haben Sie sie noch alle? Die Forderungen stellen immer noch wir. Und wenn ...«

»Ein Lebenszeichen! Ich werde nirgendwohin fahren und auf einen Austausch warten, wenn ich nicht sicher sein kann, dass meine Tochter noch lebt und am Treffpunkt sein wird.«

»Ist ja gut. Kann ich sogar verstehen. Dauert etwas. In ein paar Minuten melde ich mich wieder.«

»Aufgelegt.« Berger schaute zu den Polizisten.

Horst strahlte ihn über seinen Laptop hinweg an und reckte einen Daumen nach oben. »Jetzt brauchen wir höchstens noch zehn Minuten.«

Währenddessen hatte Unwohl ein Telefonat begonnen. Mit dem Smartphone in der Hand baute er sich hinter Horst auf und konzentrierte sich auf den Bildschirm. Das Gespräch führte er mit gedämpfter Stimme. »Gut gemacht,« lobte er Horst danach, »jetzt schalt bitte um auf unseren Livestream. Herr Berger möchte schließlich auch etwas von dem Schauspiel haben.«

Zwei Minuten brauchte Horst, dann winkte er mit dem Zeigefinger Berger zu sich.

Berger trat hinter ihn und starrte auf den Monitor. Eine Gruppe Vermummter mit Sturmhauben und Schnellfeuerwaffen huschte auf die Vorderseite eines Hauses zu. Am Bildschirmrand war für wenige Augenblicke eine zweite Gruppe auszumachen, die augenscheinlich das Haus umrundete. Die Schwarzweißszene rief in Berger die Erinnerung an die Straßenfeger von Francis Durbridge und an Hitchcockfilme wach, wenngleich diese Szene von einer Helmkamera aufgenommen wurde. Seine Gedanken wurden schrill unterbrochen.

Das Telefon läutete.

»Berger hier. Ich will ...«

»Papa! Es geht mir gut. Mmhm.« Offensichtlich hielt ihr jemand den Mund zu. Sogleich meldete sich der Entführer. »Reicht Ihnen das als Lebenszeichen? Können wir uns jetzt vernünftig über die Übergabe unterhalten? Ach, vorher noch eins: Wieso melden Sie sich eigentlich andauernd mit *Berger*?«

»Weil Sie sich warum auch immer mit dem Namen vertan und die falsche Nummer gespeichert haben. Und weil ich Berger heiße. Kriminaloberrat Johannes Berger. Ich sitze mit meinen Kollegen seit gestern in meinem Esszimmer, während Sie sorgfältig das Haus der Familie *Bergel* beobachten. So hatten wir freie Hand. Moment mal!« Er drehte sich zu Horst um, der triumphierend zu ihm herübernickte. Bergers Mundwinkel zogen sich in die Breite, als er das Telefon wieder an den Mund hielt. »Ihre Idee mit dem gebrauchten Telefon und der Prepaid-Karte war schon recht gut, aber sie hätten sich beim Kauf erklären lassen sollen, wie man die GPS-Funktion deaktiviert.« Erleichtert darüber, dass er dem überraschten Verbrecher gegenüber einen zynisch klingenden Tonfall bisher vermieden hatte, schmunzelte er selbstgefällig über seine Ironie. »Und nun gehen Sie bitte zur Haustür. Wenn Sie selbst öffnen, erleichtern Sie unserem Einsatzteam den Zugriff.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Übrigens habe ich gar keine Tochter.«

Die Insel

Wer will schon im November an den Chiemsee? Auch ich konnte mir eine schönere Jahreszeit für meinen Aufenthalt auf der Fraueninsel vorstellen. Meine Krankenkasse jedoch hatte ein schlagendes Argument, das ihr auch noch Kosten ersparte:

»Ein Aufenthalt außerhalb jeglicher Saison und während der 100%igen Abwesenheit aller Touristen kommt der ärztlichen Anordnung von Ruhe und Entspannung am nächsten.«

Während der Zugfahrt las ich den Brief in Beamtendeutsch zum wer-weiß-wie-vielten Male. Zum genauso-vielten Mal ärgerte ich mich über die Fehler. Ein »außerhalb jeglicher Saison« beispielsweise gibt es nicht. Reiseveranstalter bieten Vor-, Haupt- und Nachsaison zu unterschiedlichen Preisen an, dann folgt die nächste Vorsaison. Ich seufzte. Da darf man zur Kur, wird dort behütet und bemuttert und schafft es doch nicht loszulassen und aus dem Beruf auszusteigen. Stellte ich damit den Behandlungserfolg schon während meiner Anreise in Frage?

Vor mir lagen drei Wochen Entspannung in Ruhe und in relativer Abgeschlossenheit. Meine Mutter lebte »um die Ecke« und freute sich, ihre Enkelin bei sich aufzunehmen. Für eine alleinerziehende Mutter einer Zweitklässlerin und freie Lektorin musste das der Himmel auf Erden sein. Meine Kunden bezahlen mich nach bearbeiteten Manuskriptseiten, ich hechle buchstäblich jedem Auftrag hinterher und falle oft genug weit nach Mitternacht mit ausgewrungenem Hirn ins Bett, nur, um wenige Stunden später wieder aufzustehen, meiner Tochter ein vernünftiges Frühstück vorzusetzen und sie pünktlich zur Schule zu fahren. Und nie werde ich dabei des Manuskripts eines Profischriftstellers oder gar eines Bestsellerautors ansichtig. Stets plage ich mich mit Werken von Hobbyautoren ab, denen ich oft genug zuerst eine ordentliche Grammatik aufzwingen muss – von Rechtschreibung und Logik ganz zu schweigen. Und dann beneiden mich die paar Bekannten, die ich mir bei meiner knappen Zeit leiste, um meine berufliche Freiheit!

Es ruckte. Ein paarmal, aber schon der erste Schlag weckte mich aus meinen Gedanken. Der Zug war angekommen, und einen Wimpernschlag später stand ich auf dem Bahnsteig in der Nachmittagskühle. Alle Angespanntheit und auch alle Lethargie waren von mir abgefallen. Heftig sog ich die feuchte Luft ein, von der ich gar nicht wissen wollte, ob sie vom See oder von den für mich beeindruckend nahen Alpen herüber wehte.

Ein paar Schritte weiter holte mich eine rauere Realität ein. Über den Schotterplatz zog ich meinen Rollenkoffer zur Station der kleinen Lokalbahn. Meine Schultern sackten herab, als ich das Schild fertig gelesen hatte und quälend langsam verinnerlichte, dass die historische Chiemsee-Bahn nur bis Ende September fuhr.

»Dann woll' n wir mal!«, redete ich motivierend auf meinen Koffer ein, der auf der zwei Kilometer langen Strecke zum Bootsanleger meine einzige Gesellschaft sein sollte. Alle anderen Passagiere waren schon vom Bahnsteig aus in andere Richtungen geschwenkt und hatten sich über das Städtchen Prien verteilt.

Auf dem See war es richtig kalt. In der frühen Dämmerung zog Nebel auf, der durch alle Fasern meiner Kleidung drang. Und Wellen in dieser Höhe hätte ich eher an der Nordsee erwartet.

»Oh Gott, und das hast du drei Wochen auszuhalten!«

Ich haderte mit meiner Krankenkasse. Besonders, als mir bewusst wurde, dass ich das Motorboot Ingrid mit seinen 79 Sitzplätzen für mich allein hatte. »Außerhalb jeglicher Saison« bedeutete wohl absolute Einsamkeit. Außer mir waren nur noch der Bootsführer und eine Art Fahrkartenkontrolleur an Bord. Beide wichen einem Gespräch aus, indem sie sich gleich nach dem Ablegen in dem abgesperrten Abteil um das Steuerrad verschanzten. Und ich hätte so dringend jemanden gebraucht, der mich in einer unverbindlichen Plauderei auf positive Gedanken brächte!

Die Fraueninsel. Ein asphaltierter Rundweg inmitten von Grün und mit kleinen Häuschen, die sich an seine Innenseite duckten, und deren Fenster

sich unter den weit herabgezogenen Dächern verstecken wollten. Aus Prospekten wusste ich das, der Nebel aber gab den Weg nur zur eingeschränkten Besichtigung frei. Der gesamte Rundweg würde mich zwischen fünfzehn und zwanzig Minuten kosten. Der kurze überschaubare Abschnitt reichte, um mich sicheren Fußes zum Benediktinerinnenkloster Frauenwörth zu geleiten, in dem ich mich erholen sollte. Hier würde ich wohnen, essen und mich der Meditation und dem autogenen Training hingeben.

»Willkommen in unserem Heim! Sie werden sich sicherlich wohlfühlen. Für Sie haben wir ...« Es folgte die Einweisung in meine »Zelle«, in den Tagesablauf mit Essenzeiten, Meditations- und Entspannungsübungen, mit Yoga und Freizeit, in der ich mich nicht aufregen durfte. »Schwester Benedicta« stand auf dem Namensschild des niedrigen Empfangstresens, eher eines zu hoch geratenen Schreibtisches. Ihr Akzent fiel mir auf. Tage später sollte ich erfahren, dass sie Schottin war. Sie managte den weltlichen Anteil am Klosterleben und vor allem managte sie Besucher und Hausgäste.

Meine erste Meditationsstunde verlangte mir einiges an Anstrengung ab. Ein Widerspruch, der sich gleich zu Beginn einschlich und der sich stetig aufbaute. Die Gruppe war klein, wir halbes Dutzend hatten einander vorgestellt und hockten nun in lockerer Sportkleidung auf unseren Matten. Da öffnete sich nochmals die Tür, ein Mann trat ein und blickte unsicher in die Runde.

»Berghoff. Heinz Berghoff. Hallo zusammen, ist das hier ...«

»Guten Morgen, Heinz! Ja, du bist hier richtig. Wir reden uns hier übrigens alle mit Vornamen an.«

Unsere Trainerin war in ihrem Element. Positives Denken, aufbauendes Ansprechen und alles in dieser Richtung war nach ihrer Überzeugung die Basis jeder Entspannungstechnik.

Ich hatte nur Blicke für Heinz. Wohl eins achtzig groß, schlank, aufrechte Haltung, breite Schultern. Sein markantes Gesicht erschien nicht hart, was wohl an den Grübchen und Lachfalten lag. Strahlend grüne Augen erinnerten mich an tiefe und geheimnisvolle Bergseen. Ein Mann zum

Verlieben! Doch sofort legte Eifersucht ihre Klammer um meine Brust, als er seine Matte neben der Blondine ausrollte, die mir in ihrem rosa Outfit und den hellblauen, bis zu den Knöcheln herabgerollten Stricksöckchen vom ersten Augenblick an unsympathisch war. Über mich selbst hätte ich mich ärgern sollen! Warum hatte ich mir meinen Platz in der hintersten Ecke einrichten müssen anstatt nah der Türe, wo auch noch das Tageslicht aufs Stäbchenparkett fiel?

Das Mittagessen entschädigte mich. Nicht nur durch schmackhafte Zutaten und deren ansprechendes Arrangement, das das Auge zum Mitessen einlud. Auch das Gegenteil hätte ich verkraftet, vielleicht gar nicht wahrgenommen, denn ...

»Verzeihung, ist hier noch frei, äh, Cora?«

Wieder einmal kam Heinz als Letzter.

»Natürlich. Komm, nimm Platz!«

Eigentlich hätte ich meinen Stuhl etwas zur Seite rücken sollen, aber seine Nähe war mir wichtiger als die Höflichkeit. Und so saßen wir auf Tuchfühlung. Die genoss ich ebenso wie das Tischgespräch mit ihm, das sich irgendwann von der über den Tisch fliegenden Plauderei löste und sich nur in unserer Ecke leiser gesprochenen fortsetzte. Fast in verschwörerischem Ton.

Eine Verschwörung war es auch. Wir verabredeten uns, die Übungsstunden nebeneinander zu verbringen, und beim Abendessen saßen wir schon wieder zusammen.

»Lass uns nachher noch einen Spaziergang um die Insel machen! Ein winziges Lokal hat auch in dieser Jahreszeit geöffnet, und dort serviert man uns sicher auch etwas, das uns wieder aufwärmt.«

Freudig ging ich auf Heinz' Vorschlag ein. Ich hatte einen Kurschatten! Beinah im Laufschrift hastete ich in mein Zimmer, warf mir meinen Mantel über und griff nach Mütze und Handschuhen. Schon fast an der Haustür angekommen, lief ich zurück, auf der Treppe nahm ich zwei Stufen auf

einmal: In der Vorfreude auf einen netten Abend hatte ich meinen Schal vergessen.

Als ich vor dem Kloster stand, kam mein Schwarm aus Richtung des Bootsanlegers auf mich zu. Er war überpünktlich gewesen, und so wich meine Überraschung einem schlechten Gewissen.

»Ich hab' gerade auf den Plan geschaut. Das Lokal liegt genau auf der anderen Seite der Insel, in beide Richtungen ist es gleich weit. Wie 'rum möchtest du?«

»Das ist mir ...«

Mein Blick war von seinem dunkelblauen Parka über den grauen Schal zu seinen Augen gewandert und verlor sich gerade in den grünen Bergseen. Erst mit ein paar Augenblicken Verspätung registrierte ich seine Bemerkung:

»Schick siehst du aus.«

»Das Kompliment kann ich dir zurückgeben. Hässlich bist du auch nicht gerade.«

Mit einem spitzbübischen Grinsen hakte ich mich bei ihm unter und ließ mich entgegen dem Uhrzeigersinn auf dem Rundweg halb um die Insel führen. Ein paar Schritte brauchten wir nur, um uns in einem anregenden Gespräch zu verlieren.

Heinz war überarbeitet wie ich, und er hatte eine Gelegenheit spontan beim Schopf ergriffen, hier auszuspannen. Ein Auftraggeber hatte ein Projekt abgebrochen, und so bot sich eine einwöchige Pause bis zum nächsten. In meinem Bauch bereiteten sich die Schmetterlinge auf einen Ausflug vor.

Ich zuckte zusammen. Einen Stich fühlte ich durch meine Brust fahren, als Heinz mir erzählte, seine Frau habe ihm zugeraten, jedoch ohne ihn wegen ihrer eigenen Berufstätigkeit begleiten zu können. Er war verheiratet! Aber was hatte ich mir auch eingebildet? Trotzdem wollten die Schmetterlinge ihre Flügel partout nicht zusammenfallen.

In dem kleinen Lokal hatten wir einen Zweiertisch an dem niedrigen Fenster ausgesucht. Der zweite oder dritte Glühwein dampfte auf dem Tischchen zwischen uns, und seine Hand fuhr über das Holz und fand die meine.

»Lektorin bist du und Freiberuflerin? Das klingt interessant, dann bekommst du Bücher zu lesen, bevor sie erscheinen. Und allen drückst du deinen Stempel auf.«

»Naja, so prickelnd ist es nicht immer. Erstklassig sind so gut wie keine, und auch richtig gute Manuskripte sind für mich selten. Und trotzdem vertiefst du dich darein, kommst nicht von den Geschichten los. Dein Gehirn arbeitet weiter, auch wenn du längst nicht mehr an deinem Schreibtisch sitzt und dich eigentlich um deinen Haushalt kümmern solltest.«

»Ich liebe Frauen, die sich intellektuell beschäftigen.«

Klar, als Wirtschaftsjurist konnte er wohl mit Hausarbeit und Kinderhüten wenig anfangen.

»Ach, und mein Aussehen interessiert dich gar nicht?«

Ich warf den Kopf in den Nacken, sodass mein Haar sich über meine Schultern ausbreitete wie eine Stola, blies eine nicht vorhandene Strähne aus meiner Stirn und legte den Kopf schief.

Heinz grinste ein Lausbubengrinsen.

»Natürlich doch. Sonst wär' ich mit einer anderen aus der Gruppe hergekommen.«

»Mit dem rosa Blondschoopf?«

»Gewiss! Das wäre die Frau meiner Träume.«

Irritiert schauten die wenigen Gäste von ihrem Tisch zu uns herüber. Unser Lachen verstummte.

Auch wenn er für mich unerreichbar war, genoss ich die Woche mit Heinz. Es war Romantik pur. Unsere Matten lagen während der Übungen nebeneinander, wir tuschelten über die Gruppenmitglieder und über die Trainer, und wir saßen zu allen Mahlzeiten gemeinsam am Tisch – mit mindestens einem Tisch Abstand zu unserer Gruppe. Regelmäßig streckte einer von uns die Hand über die Tischplatte, um den anderen zu berühren. Dass die Gruppe nicht nur tuschelte, sondern unverhohlen lustig gemeinte Bemerkungen machte, störte uns schon lange nicht mehr. Die Pausen und die Abende verbrachten wir zusammen, füllten sie mit Spaziergängen, mit endlosen Gesprächen über die Manuskripte, die ich las, und über die Bücher, die er verschlang, und mit stundenlangem Sitzen auf einer der Bänke mit Blick in den Nebel über dem Wasser. Gegen die Kälte und die Feuchtigkeit halfen uns die dicken Mäntel, Schals und eine regelmäßige Einkehr in unser Stammlokal. Beide genossen wir die gemeinsam verbrachte Zeit, auch wenn es zu dem Einen nicht kommen durfte.

Und auch nicht gekommen war. Er hatte einen Arm um meine Schulter gelegt, in der anderen Hand hielt er seinen kleinen Koffer. Als das Boot anlegte, drehte er sich zu mir und küsste mich auf die Stirn.

»Cora, es war eine schöne Zeit. Du weißt nicht, wie sehr ich die Gespräche mit dir und wie ich deine Gesellschaft überhaupt genossen habe.«

»Es ist schade, dass du fortmusst. Ich wünsch' dir alles Gute. Vielleicht sehen wir ...«

Er stellte seinen Koffer auf den Boden und nahm mich in den Arm, bis mein Schluchzen aufhörte. Die Bootshupe unterbrach seine tröstende Geste, er drückte mich noch einmal ganz fest, dann hob er sein Köfferchen auf und hastete die wenigen Schritte auf den Anleger. Hinter der Bootskabine stand er am Heck und winkte mir zu, bis der Nebel ihn nach wenigen Augenblicken verschluckte. Mir war kalt.

Die kommenden Tage zogen sich wie Honig, der vom Löffel tropft. Allabendlich drehte ich meine Runde, besser gesagt: unsere. Heinz konnte ich nicht vergessen, die Sehnsucht nach ihm verzehrte mich regelrecht. Mit

Absicht vermied ich die Einkehr in unser kleines Lokal, mich überkam jedes Mal eine Gänsehaut, wenn ich daran vorbeikam. Erst nach drei oder vier Tagen übernahm mein Verstand wieder das Kommando. Zwar unternahm ich nach wie vor den Rundgang um die Fraueninsel, aber innerlich war ich ruhig geworden. Ablenkung, so hatte ich mir eingeredet, ließe mich die unvermeidliche Trennung leichter verschmerzen.

Gerade die kleinen Wellen konnte ich erkennen, die sich eine kurze Strecke das unbefestigte Ufer hinauf mühten. Eine größere Sichtweite gestattete mir der Novembernebel nicht. Nicht nur meine Bank hatte ich für mich allein, ich hatte sie mir unter vielen aussuchen können. Ein Buch hatte ich dabei, doch ich hätte es besser gelassen. Kaum hatte ich mich durch die ersten Seiten gearbeitet – Der Klappentext hatte mehr versprochen, als das Buch halten konnte! –, da ertappte ich mich dabei, wie ich in Gedanken das Werk lektorierte. Saß ich wirklich im Nebel auf einer Bank, dick eingehüllt, oder lümmelte ich mich auf meinem Schreibtischsessel und hielt mich mit einem heißen Zitronentee mit Ingwer warm? Ich blätterte zurück vor den Text, vor das Inhaltsverzeichnis. Das Werk eines unbekanntem Autors, veröffentlicht von einem unbekanntem Verlag. Unvoreingenommen weiterzulesen fühlte ich mich außerstande. Vor meinem geistigen Auge vereinigten sich die Bilder meines Schreibtischs und meines Computermonitors mit denen von Yogamatte und Meditationshaltungen. Ich blinzelte meine Augen wieder klar und versuchte, durch Kopfschütteln meine Gedanken auf die Realität zu lenken. Würde ich weiterlesen, verfielen ich unweigerlich in meine berufliche Anspannung, die ich auf der Insel ablegen wollte! Verstört und gleichzeitig wütend schlug ich das Buch zu und knallte es auf die Bank. Entschlossen erhob ich mich und nahm den Rückweg zum Kloster auf.

Wie Watte legte sich der Nebel um mich und auf mein Gemüt. London, Figuren aus Edgar-Wallace-Filmen, Jack the Ripper und andere schreckliche Orte und Figuren zogen vor meinem geistigen Auge auf und überschlugen sich in einem Karussell des Grauens. Wenigstens tröstete mich meine Ansicht, woher diese Eindrücke rührten:

»Das Buch war nicht nur schlecht, es war chaotisch!«

Die Kälte schnitt in mein Gesicht und in die von dünnen Handschuhen unzureichend geschützten Hände. An den Wegrändern musste ich mich

orientieren, sie waren das am weitesten Entfernte, das ich sah. Dennoch wusste ich unvermittelt von der Bewegung hinter mir. Mein siebter Sinn offenbarte sie mir. Oder war es doch nur Einbildung? Ich beschleunigte meinen Schritt, ich war mir sicher verfolgt zu werden. Geräusche bildete ich mir ein: harte Tritte, ein Schnauben. Die Pferde der apokalyptischen Reiter trieben mich vor sich her. Verzweifelt sah ich mich um. Nichts! Trotzdem drückte die Klammer um mein Herz immer stärker, ich strauchelte, konnte mein Hinfallen gerade noch vermeiden, ich richtete mich auf, begann zu rennen. Das Geräusch verließ mich nicht, eher schien es näher zu kommen.

»Schiabendawasch ...«

Dumpf klang es aus dem Weiß. Hatte ich mich getäuscht? Hatten sie mich eingeholt, die Reiter? Die Feuchtigkeit ließ mich keuchen. Noch schneller zu laufen getraute ich mich nicht. Verließe ich den Weg, wäre ich verloren. Und meinem Verfolger, meinen Verfolgern ausgeliefert! So zielstrebig, wie sie mir nachhetzten, kannten sie sich aus, wussten immer, wo ich mich befand. Sie würden mich nicht verlieren.

»... vergeschen!«

Ein lauter Ruf. Beinahe ein Schrei. Der Inhalt war mir fremd. Vergeschen? Was bedeutete dieses Wort? Ich blieb stehen. Einerseits, weil ich die Zwecklosigkeit meiner Flucht einsah, andererseits aus dem Gefühl heraus, die Lungen voller Wasser zu haben. Der Gedanke an eine Sauna drängte sich mir auf, in der ein Saunagänger gegen meinen stummen Protestschrei einen eiskalten Aufguss machte, der meine Lungen mit frostigem Nebel verätzte, in dem sich keine Luft mehr zum Atmen befand.

Eine noch dichtere Nebelwand kroch auf mich zu. Als sie mich ganz einhüllte und ich mich unter einer weißen Decke fühlte, schob sich eine Hand auf meine Schulter. Abrupt drehte ich den Kopf, nur, um gleich darauf wieder wegzusehen. Den Anblick hatte ich nicht ausgehalten. Es musste ein Mensch sein, der mich festhielt. Eine dunkelblaue Kapuze bedeckte sein Haar und seine Stirn, ein grauer Schal verbarg Mund, Kinn und Hals. Einzig die Augen blickten aus einem tief liegenden schwarzen Schlitz auf

mich herab. Grüne Augen, die mich an tiefe, geheimnisvolle und unendlich kalte Bergseen erinnerten.

»Vergeschen. Schiabenwasch vergeschen!«

Leiser als vorher, keuchend hervorgestoßen. Und aus der Nähe verständlich. Endlich verstand ich! Und ganz klar wurde mir die Situation, als mir seine andere Hand ein Buch entgegenhielt. Das Buch, das ich auf der Bank zurückgelassen hatte, weil es meine Erholung zerstören wollte. Unwillkürlich griff ich zu, zitterte unter dem Gefühl, einen unheilvollen Gegenstand trotz aller Anstrengung nie loswerden zu können wie einen verfluchten Talisman, der seinen Träger immer wieder heimsucht.

Hirngespinnste! Ammenmärchen!

Da rennt dieser arme Mann mir die ganze Strecke hinterher, um mir mein Eigentum nachzutragen, das ich scheinbar vergessen hatte. Die Wahrheit konnte er ja nicht ahnen. Beruhigt drehte ich mich um, sah in seine grünen Augen und erschrak abermals. Diese Augen kannte ich: Heinz!

»Das ist unmöglich. Heinz ist abgereist. Wäre er zurückgekommen, hättest du das erfahren.« Offenbar wusste mein Unterbewusstsein nicht, ob es mich beruhigen oder in Verzweiflung werfen sollte. Also meldete sich mein Verstand zu Wort:

»Das ist sehr nett von Ihnen. Den Verlust hatte ich gar nicht bemerkt. Vielen Dank! Und dann bin ich noch vor Ihnen davongerannt ...«

Ich rang mir ein Lächeln ab und schaute meinem Gegenüber direkt in die Augen. Fasziniert. Neugierig. Aber auf Abstand. So fühlte ich mich sicher. Bis zu dem Augenblick, als ...

»Daschabe ischdoch gern ...«

Der Schal vor seinem Gesicht rutschte durch die Mundbewegung beim Sprechen ein Stück weit nach unten. Ich sah eine Fratze. Ein verzerrtes Gesicht, gebleckte Zähne, ein Angst einflößend breiter Mund, zum Biss geöffnet.

Auch mein Mund öffnete sich. Zu einem lautlosen Schrei. Keinen Ton brachte ich hervor. Stattdessen rammte ich meinem Verfolger mit beiden Händen das Buch vor die Brust, wandte mich um und rannte in den Nebel.

Nach Ewigkeiten schälte sich die bekannte Abzweigung von dem Rundweg aus dem Dunst. Den Schlüsselbund hatte ich schnell aus der Manteltasche gefingert, ab er ich brauchte vier Versuche, bis ich das Schlüsselloch fand. Synchron mit dem Stakkato eines hektischen, zuweilen panisch stolpernden Pulses hämmerten angsterfüllte Gedanken von innen schmerzhaft gegen meine Schädeldecke. Der Empfangstisch war unbesetzt, und auch auf dem langen Flur begegnete mir niemand. Kein Laut, nicht einmal die um diese Uhrzeit nicht unüblichen Schnarchgeräusche drangen aus den Türen. Langsam erst wurde ich ruhiger, als ich mich in meiner Kammer eingeschlossen hatte. Die Tür war massiv, das Schloss sicherlich hundert Jahre alt und ebenso widerstandsfähig wie klobig, und das Fenster zu weit oben, als dass mein Verfolger dadurch hätte eindringen können. Nachdem ich mir im Bad den Angstschweiß abgeduscht hatte, begab ich mich zu Bett. Die angenehme Temperatur des Wassers hatte mich entspannt, und so fand ich unter der bis über die Ohren gezogenen schweren Federdecke schnell einen Schlaf, in den hinein mich Heinz als Reiter der Apokalypse verfolgte. Jedoch stellte ich mich ihm, und er kehrte auf meinen geschrienem Protest hin um. Dass Heinz mich in Frieden ließ, nahm ich als gutes Omen. Senkrecht saß ich im Bett. Geschrien hatte ich wirklich.

Autogenes Training und Meditation am kommenden Tag gaben mir mein inneres Gleichgewicht zurück. Meinen Schrecken vom Vorabend hatte ich schon zur Mittagszeit überwunden. Schmunzelnd gab ich die Episode bei Tisch zum Besten.

»Huhu!« echoten meine Kurkameradinnen.

»Das hört sich nach Klabautermann an. Naja, bei uns an der See haben wir auch unsere Schauermärchen. Da kannst du von Glück reden, dass er dich nicht ins Wasser gezogen und ertränkt hat. Hattet ihr da nicht mal einen König, dem das auch passiert ist?«

Ausgerechnet die rosa Blonde musste sich über mich lustig machen! Einen Schritt war sie dabei zu weit gegangen.

»Das war im Starnberger See!«

Mein Schnauben war die letzte Bemerkung, die ich zu diesem Thema machte. Stumm löffelte ich danach meinen Nachtisch und verließ als erste den Speisesaal. Das Kichern in meinem Rücken ließ mich fünf Zentimeter schrumpfen.

Auf dem Weg in meine Kammer musste ich an der Rezeption vorbei.

»Das hier ...« Schwester Benedicta wedelte mit einem Buch. Mit meinem! »... soll ich Ihnen geben. Heute Vormittag war ein Herr ..., naja, war ein Mann gekommen und hat es für Sie abgegeben. Trotz seines teuer aussehenden Parkas schien er ziemlich heruntergekommen. Eine total krumme Haltung, zwischen Schal und Kapuze – Wer, bitte, behält den Schal vorm Gesicht, wenn er im Haus eine Dame begrüßt, auch wenn es ‚nur‘ eine Nonne ist! – schaute eine Fratze hervor, und er sprach unverständlich wie mit verstellter Stimme. Seien Sie auf der Hut! Ich denke, das mit dem Buch ist einfach ein Versuch, sich an Sie ranzumachen.«

Die Wortwahl kam mir für eine Nonne sehr weltlich vor. In der Sache gab ich ihr Recht.

»Woher hat er meinen Namen gewusst?«

»Hat er wohl gar nicht. Genannt hat er ihn nicht, er hat auch nicht danach gefragt. Aber beschrieben hat er sie. Ziemlich genau sogar, so, als hätte er Sie gestern Abend nicht zum ersten Mal gesehen.«

»Das ist ja fast noch schlimmer. Ich hatte ihn aber vorher noch nie bemerkt.«

»Ich auch nicht. Er scheint in Frauenchiemsee zu wohnen, das heißt in einer Pension untergekommen zu sein. Denn mit dem Boot kam in den letzten Tagen kaum noch jemand her.«

Den Rat, auf mich aufzupassen, nahm ich zum Anlass für ein »Vergelt‘ s Gott!« und suchte möglichst rasch mein Zimmer auf. Das näher kommende

Geschnatter meiner Meditationskolleginnen wollte ich wirklich nicht ertragen müssen.

Mein Yogatraining am Nachmittag belastete mich. Beinahe jede Übungsfigur schuf die Assoziation mit einer Körperhaltung von Heinz oder von der Fratze mit meinem Buch. Die Gruppenmitglieder trugen ein Übriges dazu bei, dass ich mich unwohl fühlte. Vielleicht hatten sie mein Gespräch mit Schwester Benedicta mitbekommen.

»Die Schöne und das Biest!«

Nun wurde mir sogar schon ein Verhältnis angedichtet mit einem Unbekannten, den ich ein einziges Mal getroffen hatte und vor dem ich geflohen war!

»Wir wollen dein Phantom der Oper auch kennenlernen.«

»Wann stellst Du uns endlich deinen Glöckner von Notre Dame vor?«

»Gar nicht. Lasst mich in Ruhe!«

Zu meinem Schrecken erlitt ich nun auch noch Mobbing.

Abends überfiel mich regelrechte Platzangst. Im Haus hielt ich es trotz seiner Weitläufigkeit nicht aus, als Seminarteilnehmer hatten wir ohnehin nur beschränkten Zutritt zu der Anlage. Mir blieb nur der Vorplatz. Bäume, ein paar Bänke. Ein überschaubares Areal mit einer schnellen Rückzugsmöglichkeit, falls ...

Der Nebel kam vom See her. Obwohl das auf einer Insel »aus allen Richtungen« bedeutet, hielt sich im Windschatten des Seminar- und Wohngebäudes ein kleiner nebelfreier Platz. Ich saß mit dem Rücken zur Wand. Gerade hatte ich es geschafft, mich ein wenig zu entspannen. Wieder hatte ich ein Buch angefangen und war froh, weder auf literarische noch auf berufliche Herausforderungen zu stoßen. Ein schnulziger Liebesroman, ein echter Nackenbeißer. Gewiss nicht mein bevorzugtes Genre, aber so wusste ich, über dessen schriftstellerische Unzulänglichkeiten konnte ich

hinwegsehen. Außerdem las ich dieses Buch nach langer Zeit ein zweites Mal, als ...

»Cora!«

Panisch sah ich mich um. Ich war allein. Der Ruf war dumpf aus dem Nebel gekommen, der Rufer konnte überall stehen!

»Cora!«

Diesmal vergaß ich mein Buch wirklich. Im Nu war ich im Haus, knallte die Tür hinter mir ins Schloss und warf mich gegen das Türblatt.

»Du siehst ja kreidebleich aus. Welchem Quasimodo oder welchem Gespenst bist du nun wieder begegnet? Los, komm, gegen zwei von uns hat der keine Chance.«

Ich hob den Blick und schaute meiner blondgelockten Yogafreundin direkt in die Augen. Sie bot sich nicht nur mit Worten an, mir beizustehen. Sie zog mich von der Tür fort, öffnete sie sperrangelweit und sprang hinaus vor die eine Stufe.

»Was ist, wenn er ...«

»Sei doch nicht so ein Hasenfuß!«

Sie zerrte mich am Ärmel mit solcher Kraft nach draußen, dass ich ihr zutraute, meinen Stalker in die Flucht zu prügeln.

»Hey, komm her, du Loser, zeig dich! Oder hast du Angst vor zwei Mädels, du Feigling?«

Susanne, wie die Blonde hieß, stand mittlerweile in der Mitte des Platzes, der vom Nebel umwabert war. Ich war neben sie geschlichen, und wir hatten uns so gedreht, dass jeder nur einen Halbkreis abzusuchen hatte, um im undurchdringlichen Grauweiß mein Phantom zu entdecken.

»Und wenn er nun hinter uns ins Haus huscht? Die Tür sehen wir ja kaum noch, und hier draußen finden wir ihn nie.«

»Schätzchen, du kannst einem Mut machen!«

Ich spürte, wie Susanne hinter mir zusammenzuckte. Gleichzeitig drehten wir uns um, sahen uns mit großen Augen an und spurteten zur Tür.

»Ist jemand ´reingekommen?«

Kaum standen wir im Empfang, packte Susanne eine andere aus unserer Gruppe an beiden Schultern und schüttelte sie.

»Ihr zwei. Sonst niemand. Und ich stehe schon länger hier, habe den halben Winterfahrplan am schwarzen Brett gelesen. Was ist eigentlich los? Hat es mit Coras Geist zu tun? – Kommt mit!«

Das Kloster hat keine Wirtschaft. Zumindest keine, die im November geöffnet wäre. Also trotteten wir beide mit hängenden Köpfen hinter unserer Seminarkollegin her, bis sie uns in ihre Kammer schob und unter dem Bett ihren Koffer hervorzog. Eine Flasche Kirschwasser und einen Stapel kleiner Plastikbecher nahm sie heraus, gab Susanne einen davon und mir zwei. Dann schenkte sie ein.

»Wer Sorgen hat, hat auch Likör.«

Sie grinste, als sie mir ihren Becher aus der Hand nahm.

»Was ist eigentlich los? ...«

Das Gespräch hatte sich in die Länge gezogen, Sybille sich als großzügige Gastgeberin gezeigt. Entsprechend unterhaltsam gestalteten sich unsere Meditationsstunden am Vormittag. Konzentration war nicht angesagt.

Die Mittagspause verbrachte meine Gruppe im Sonnenschein vor dem Haus. Beinah unbeschwert plauderten wir über alles Mögliche, bis das Gespräch auf den Abend des Vortages kam. Nun geriet die Fantasie erst richtig in Schwung. Bloß ich war kleinlaut. Die Ausschmückungen gaben meinem Stalker die Gestalt und das Gesicht eines blutrünstigen Zombies, dann eines Werwolfs und gipfelten in einem Jack the Ripper in Monstergestalt, der auf der Insel alleinstehenden weiblichen Pensionsgästen

nachstellte, um sie waidgerecht zu zerlegen, nachdem er sie in Sicherheit gewiegt und sich mit ihnen vergnügt hatte. Unter dem Gelächter der Gruppe rannte ich heulend ins Haus zurück. Umso erstaunter war ich, als zum Beginn der nachmittäglichen Yogastunde eine von uns die Trainerin bat, ein paar Minuten zu warten, da wir untereinander noch etwas besprechen müssten.

»Pass auf, Cora, für heute Nacht und für morgen ist schlechtes Wetter angesagt. Du nimmst also wieder ein Buch...«

Gebannt hörte ich zu. Mein Nicken und mein zögerliches »Mmh!« wurden mit heiterem Applaus als Zustimmung gefeiert. War ich die einzige, die ihre Bedrohung ernst nahm?

Nebel? Kein bisschen. Dunkel gekleidet versammelte sich unser halbes Dutzend zur früh einsetzenden Dunkelheit im Halbkreis vor der Haustür. Nach ein paar letzten Worten der Abstimmung rannten alle auseinander und versteckten sich in Büschen, pressten sich hinter Hecken flach auf den Boden oder kauerten hinter Mauervorsprüngen und in trockengelegten Brunnenanlagen. Als einzige blieb ich sichtbar. Auf der Bank neben der Haustür kam ich mir vor wie auf dem Präsentierteller. Hätte nicht die Bedrohung durch einen Jack the Ripper bestanden – Was, wenn er kein Messer hätte, sondern eine Armbrust? –, wäre ich mir vorgekommen wie in einem typisch englischen Kinderkrimi der 60er Jahre, in dem eine Gruppe naiver Zehnjähriger im Schlosshof einem Einbrecher auflauert. So aber ... fiel manche Träne der Angst auf meine Buchseiten, und ab und zu erkundeten meine scheuen Blicke aus nur halb geöffneten Augen meine nähere Umgebung.

»Cora!«

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Wo war meine Gruppe? Wie war er unbemerkt zu mir vorgedrungen? Ich wagte kaum aufzublicken.

Da stand er, der einzige Mann in unserer Truppe der Entspannung Suchenden. »Cora, wir gehen rein. Der Wind frischt auf, und es wird gleich regnen. Da kommt er heute gewiss nicht mehr.«

Kopfnicken rundum bewies mir die Einstimmigkeit bei dieser Gruppenentscheidung. Niedergeschlagen nahm ich das Ende des gemeinsamen Abenteuers zur Kenntnis.

»Geht nur, ich komme gleich nach.«

Allein kramte ich meine Sachen zusammen. Um glaubwürdiger zu erscheinen, hatte ich eine Thermosflasche heißen Tee mit auf die Bank genommen, eine Tüte Knabberzeug und natürlich mein Buch. Nun war ich im Begriff, alles in meinem Faltkorb zu verstauen, dann würde ich den andern ins Warme folgen. Eilig hatte ich es auch, der Wind wuchs sich zu einem Sturm aus, der jetzt schon die Blätter von den Bäumen riss und Stöcke und Äste über den Kiesplatz trieb.

»Cora ...«

Ich war in Panik.

Abends hatte es die Gruppe schwer, mich zu beruhigen. Am nächsten Morgen stand ich mit meinem gepackten Koffer schon am Tresen, als Schwester Benedicta den Empfangsraum betrat.

»Es tut mir Leid, dass ich nicht weitermachen kann. Ich reise ab.«

»Aber Cora, Sie haben noch knapp eine Woche. Und wenn Sie im Haus bleiben – Gesellschaft finden Sie sicherlich –, dann kann die noch richtig entspannend werden. Schauen Sie, die anderen sind auch im Nebel spazieren gegangen, auch allein, und keiner hat irgendeiner der Frauen nachgestellt. Ich versteh' Sie ja. Stalken ist eine Straftat, und vielleicht fühlen Sie sich besser, wenn Sie Anzeige erstatten und die Polizei jemanden zur Ermittlung auf die Insel schickt.«

»Und wenn dann ein oder zwei Polizisten an einem Haus klingeln, versteckt sich der Unhold hinter dem nächsten. Außerdem, wer weiß, ob es überhaupt nur ein Stalker ist! Nein, ich möchte abreisen. Sind Sie so liebenswürdig, herauszufinden, wann ich mit dem nächsten Boot an Land komme? Ich warte drüben im Lesezimmer.«

»Der Sturm ist zu stark.«

Ich schrak zusammen. Mit voller Absicht hatte ich mich auf ein Buch gestürzt, literarische Schnitzer gesucht, denn deren Auffinden führte mich in die Vertrautheit meiner beruflichen Routine zurück. Mein missgestaltetes Monster hatte ich für diesen Moment vergessen.

Schwester Benedicta hatte sich vor mir aufgebaut.

»Der Sturm ist zu stark. Die Schifffahrtsgesellschaft hat nur noch ihre beiden kleinsten Boote in Betrieb, und sowohl die Ingrid wie auch die Birgit sind für diese Wellen nicht geeignet.«

Ich nickte ergeben, denn ich wusste nicht, wie ich mit dieser Lage umgehen sollte.

»Außerdem, wer sagt Ihnen denn, dass der Albtraum endet, wenn Sie die Insel verlassen?«

Das war Schwester Benedicta sicherlich nur so rausgerutscht. Für mich war es wie ein Schlag in die Magengrube. Ich knickte zusammen. Hörten Bedrohung und Angst nie auf? Mittlerweile fühlte ich mich sogar in den Klostermauern nicht mehr sicher.

Zwei Tage voller Angst vergingen. Nachts traute ich mich nicht einzuschlafen aus Angst vor Monstern und böartigen Missgestalten, vor Golem und künstlichen, von Frankenstein geschaffenen Kreaturen. Und sobald mir vor Müdigkeit tagsüber die Augen zufielen, drangen sie wieder auf mich ein.

Ich schlich zum Mittagessen. Der Speisesaal war beinahe leer. Meine Gruppe war beim Yoga. Dazu war ich nicht aufgelegt. Ohnehin war ich wieder einmal zu spät, erst recht zum gemeinsamen Mittagessen. Ein Unbekannter saß vom Eingang aus gesehen am zweiten Tisch. Mir drehte er den Rücken zu. Über der Rückenlehne des Stuhls neben ihm hing ein dunkelblauer Parka, darüber hatte er einen grauen Schal drapiert. Ich nahm es wahr, zog aus dieser Entdeckung aber keine Schlüsse. Mein Hirn gab sich blutleer. Bis zu ihm wollte ich gar nicht gehen. Ohne einen Gruß

schlurfte ich zum ersten Tisch, zog mit dem Geräusch kratzender Kreide auf der Schultafel den Stuhl darunter hervor, und ließ mich in die Kunststoffschale fallen. Eine der fleißigen Schwestern setzte mir mit einem aufmunternden Lächeln den ersten Gang der Speisenfolge vor, für die ich mich am Vortag angemeldet hatte.

»Cora?«

Fast hätte ich aufgeschrien. Zwar war die Stimme klar, aber ein bestimmtes Timbre erinnerte mich in unfehlbarer Weise an die meines Verfolgers. Ich war mir sicher: Er war es! Schwester Benedicta hatte ja schon vermutet, er habe seine Stimme verstellt. Wie hatte er es hier herein geschafft? Hatte er Schwester Benedicta bestochen? Bedroht an Leib und Leben? Würde mir jemand zu Hilfe eilen? Die Nonne, die heute bediente, war zierlich, hatte einen langsamen Gang und eine leise Stimme. Tausend aberwitzige Gedanken sprühten durch meinen Kopf, bis ...

... sich der Fremde umdrehte.

»Heinz? Das kann nicht sein! Du bist vor einer Woche abgereist, und seit drei Tagen fährt kein Boot mehr. Du kannst gar nicht hier sein!«

Ich war außer mir vor Verwirrung. Dieselben grünen Augen, die Gebirgsseen, dieselbe Statur, dasselbe Gesicht, dieselbe Stimme. Etwas war anders, doch der Unterschied wollte mir nicht auffallen. Nach einer gefühlten Ewigkeit erkannte ich ihn endlich: Es war eine Narbe, die vor dem rechten Ohr vom Haaransatz bis zum Kiefergelenk verlief. Noch frisch, rot, noch nicht ganz verheilt.

Der Nicht-Heinz grinste ein Lausbubengrinsen, griff auf den Stuhl neben sich und streckte mir ... mein Buch entgegen, den Nackenbeißer, den ich an jenem Nebelabend vor Schreck auf der Bank vor dem Haus hatte liegen lassen.

»Schiabendawasch vergeschen.«

Diesen Satz, mit dem alles angefangen hatte, begleitete er mit einem verhaltenen Kichern. Er erhob sich, drehte sich ganz zu mir herum und

nahm mit überraschender Selbstverständlichkeit mir gegenüber Platz.

Mir stockte der Atem, meine Hand mit dem vollen Löffel blieb in der Luft hängen, der Löffel drehte sich, und die Brühe lief in einem dünnen Strahl in den Teller zurück. Feine Spritzer verteilten sich auf der Tischdecke. Ich nahm sie wahr, verharrte dennoch unbeweglich. Nicht einmal den Löffel konnte ich wieder gerade drehen. Vielleicht war es gut so, denn wäre ich imstande gewesen, mich zu bewegen, hätte ich auch schreien können. Und ich hätte geschrien!

»Sie haben da etwas vergessen.«

Mit einer hellen, klaren Stimme wiederholte er sich, er sah nun ernst aus. Mit Nachdruck hielt er mir das Buch hin. Als ich nicht reagierte, legte er es mit einem leisen Seufzen neben meinen Teller.

»Cora? Ich darf Sie hoffentlich Cora nennen, denn Ihren Familiennamen kenne ich nicht.«

Unwillkürlich nickte ich. Und fand meine Sprache wieder.

»Woher wissen Sie?«

»Heinz hat Sie mir als Cora vorgestellt und Sie mir beschrieben.«

»Heinz?« Meine Stimme überschlug sich fast. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen.

»Heinz? Nein, umgebracht habe ich ihn sicherlich nicht, und auch nicht seine Identität angenommen, wie Sie vielleicht vermuten mögen. Im Übrigen muss und möchte ich mich für diesen andauernden Schrecken entschuldigen, den ich Ihnen ohne es zu wollen durch mein Verhalten eingejagt habe. Und ...«

»Heinz?«

Sicherlich unterbrach ich ihn zu brüsk, aber in mir brauste etwas auf. Ein erstarkendes Gefühl von Zorn, das meine Ohnmacht, mein Gefühl des Ausgeliefertseins ausradieren wollte.

»Heinz? Heinz ist mein Zwillingbruder. Er hat mir von Ihnen vorgeschwärmt. ‚Schau sie dir an, Cora wär‘ sicher‘ was für dich‘, hat er gescherzt. Klar, dass ich neugierig wurde! Also bin ich nach Frauenchiemsee gefahren – als noch Boote fuhren. Weder habe ich Sie aus kriminellen Vorsatz verfolgt, wie mir hier unterstellt wird, noch habe Ihnen überhaupt aufgelauert. Als ich Sie an jenem Abend das erste Mal sah, standen Sie gerade auf und hatten Ihr Buch auf der Bank ...«

»Mit Absicht liegen gelassen, aber das konnten Sie nicht wissen.« Ein Lächeln stahl sich auf meine Lippen. »Ich bin Lektorin, und der schlechte Schreibstil hatte mich aufgeregt. Aber wieso haben Sie mir nicht von Anfang an gesagt, dass Heinz Ihr Bruder ist?«

»Weil Sie mich nie haben ausreden lassen. Verdenken kann ich‘ s Ihnen nicht – bei meiner Stimme.«

»Und warum hat Ihr Bruder Sie mir nicht vorgestellt?«

»Heinz wollte ausspannen. Er hatte zwar gewusst, dass auch ich an den Chiemsee wollte, aber der Termin stand noch nicht fest. So waren wir zeitgleich hier, haben davon aber erst im Nachhinein erfahren. Und da Heinz verheiratet ist und auch nichts von meiner Neugierde wusste, hat er sich natürlich auch nicht bei Ihnen gemeldet und von mir erzählt.«

Da war sie also, die Verkettung unglücklicher Umstände. Zumindest die der unheilvollen. Der Zwilling wurde mir sympathisch.

Eine Frage war immer noch unbeantwortet: Warum hatte er seine Stimme verstellt und sich mir nur mit der Gesichtsmaske präsentiert? Gerade öffnete ich den Mund, um diese Frage zu stellen.

»Harald. Ich bin Harald.«

Ein Strahlen sprang mir aus seinen bergseegrünen Augen entgegen, als er mir seine Hand hinstreckte. Endlich schaffte ich es, den Löffel hinzulegen, und ergriff die Hand. Heftig drückten wir gegenseitig. Länger als nötig für eine unverbindliche Begrüßung.

»Dann können wir uns auch duzen. Habe ich mich mit deinem Bruder ja auch. Aber sag mal, wieso die verstellte Stimme? Und wozu die Maske?«

Harald war sichtlich irritiert.

»Welche ver ...«

Sein Gesicht hellte sich auf. So heftig schüttelte er den Kopf, dass einige Haarsträhnen über seine Stirn fielen. Bei Heinz hatte ich das genauso erlebt. Mein Herz schlug schneller.

»Während Heinz es sich leisten konnte, hier einfach ein paar Tage bei Meditation auszuspannen, war ich in Prien in Behandlung. Wegen meiner Gesichtslähmung. Nach meiner Operation ...« Sein rechter Daumen fuhr die Narbe abwärts. »Nach meiner Operation lagen die Termine der Elektrostimulation immer ein paar Tage auseinander. Ursprünglich hatte ich nur für einen Nachmittag hierher kommen wollen, aber der unregelmäßige Bootsverkehr hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht.« Er unterbrach sich für ein lausbübisches Schmunzeln. »Du hättest mal sehen sollen, was für Augen meine Wirtin machte, als da so ein Kerl mit schiefem Mund und undeutlicher Sprache nach einem Fremdenzimmer gefragt hat! Die hat genauso schief geschaut wie ich! Die Kapuze war gegen die Kälte, der Schal, damit niemand mein schräges Gesicht sah, und die Stimme brauchte ich nicht zu verstellen. Die war so. Es tut mir Leid.«

»Und mir erst!« Ich reichte über den Tisch und drückte seine Hand.

»Es tut dir Leid. Für dich oder für mich?«

»Wie bitte?«

Wie vor den Kopf geschlagen saß ich ihm gegenüber, schaute in sein breites Grinsen. Es dauerte, bis ich verstand. Harald hatte dieselbe Art

hintergründigen und geistreichen Humor, die ich an Heinz so sehr gemocht hatte.

»Und schließlich ...« Harald drängte, seine Erklärung abzuschließen. »Schließlich hatten sich durch die Behandlung und die Medikamente die Nerven und die Gesichtsmuskeln in den letzten paar Tagen bis zur Normalität erholt. Aber du hattest mich nicht gesehen und den Unterschied in meiner Stimme wohl nicht bemerkt, wie ich aus deiner Reaktion vorhin ersehe. Jetzt gehe ich aber mal rüber in die Küche, damit du deinen Hauptgang bekommst.«

»Das ist lieb von dir«, bedankte ich mich. »Und was hältst du von einem Spaziergang nach dem Essen? Der Sturm ist abgezogen. Und ich kenne da ein nettes, winziges Lokal, das auch in dieser Jahreszeit geöffnet hat. Dort gibt es einen hervorragenden Glühwein.«

Des Lebens Lauf

Braun-bunte Blätter säumen meinen Weg
und nackte Bäume.

Der Winter naht – wo ich noch gern vom Sommer träume.

Erfülltes Leben, gern gelebt, liegt hinter mir.

Wie weit bleibt mir nun noch zu gehen?

Bald mischen erste zarte Flocken sich

mit Lehm und grauem Kies,

Symbol für letztes Ungemach, auf das mein Leben stieß.

Ich steh' im Herbst des Lebens, das ich liebte.

Wie lang noch muss ich weitergehen?

Der Herbst des Lebens: grausam hart.

Freunde nahm er mir und Freud.

Vor mir liegt nichts als Wintergrau. Und bitt' re Einsamkeit.

Bald trifft es mich. Ich leiste keine Gegenwehr.

Gehört zum Leben, Ende abzusehen.

Der Weg von hier zum Schluss
führt steil bergauf, scheint endlos lang.
Das Buch des Lebens ist geschrieben.
Doch ist es wirklich Zwang?
Ich denke nach: Ich habe mich ergeben,
das ist mir klar. War' s so schwer zu verstehen?

Der Herbst wird wilder, dehnt sich weiter
aus von diesem Ort.
Der Wind frischt auf, der alten Dame reißt den Schal er fort.
Ich hetz' ihm nach und fang ihn auf, geb' ihn zurück.
Sie freut sich. Lächeln darf ich sehen.

Gemeinsam setzen unsern Weg wir fort,
bleiben zusammen.
Wenn einer strauchelt, ist der andre da, ihn aufzufangen.
War es mein Wille, Zufall oder Schicksals Fügung?
Hatt' ich die Chancen bisher übersehen?

Auf den Winter freu' ich mich!

Der Herbst, der hat mich viel gelehrt.

Ich blühe auf, nicht länger bin ich mehr in mich gekehrt.

Frohgemut und aufrecht geh' n wir weiter.

Beschwingt woll' n wir den Weg zu Ende gehen.

Heiße Weihnacht

»Gentlemen, ich bitte um Ihr Verständnis, wenn ich mich aus der Verhandlung zurückziehen muss. Gerade habe ich erfahren, dass bei sich mir zu Hause ein Unglück ereignet hat. Herr Dr. Schwarz, mein Stellvertreter, wird Ihnen die noch offenen Details erläutern und anschließend den Vertrag zur Gegenzeichnung aushändigen.«

Während er sprach, hatte Dr. Markgraf seinen Sessel von dem Konferenztisch fortgeschoben und stand nun vornübergebeugt vor der aufgeschlagenen Mappe, die die Vertragsausfertigungen enthielt. Zwischen den eilig hingeworfenen Unterschriften hob er den Kopf und nahm Blickkontakt zu seinen Verhandlungspartnern auf. Deren leichtes Kopfnicken signalisierte ihm ihr Mitgefühl und die Zustimmung für seinen Aufbruch.

Dr. Schwarz schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln, als er den Füllfederhalter in der Innentasche seines Jacketts versenkte und sich mit einem knappen Bückling in Richtung der Geschäftspartner verabschiedete, wobei er die flach aneinander liegenden Hände vor seine Brust hielt. Er eilte zu seiner Sekretärin, die in die Verhandlung geplatzt war und, während sie sich über ihn beugte, ihm die schlimme Nachricht zugeraunt hatte. Nun stand sie im Eingangsbereich des Konferenzzimmers und hielt ihm die Tür auf.

»Was ist eigentlich passiert? Wie schlimm ist es?«

Sie zuckte die Schultern.

»Leider kann ich Ihnen nichts sagen. Als ich aus dem Archiv ins Büro zurückkam, blinkte der Anrufbeantworter. Ihre Frau hatte in den Minuten, die ich fort war, darum gebeten, Sie mögen schnellstmöglich nach Hause kommen, es habe ein schreckliches Unglück gegeben.«

»Haben Sie versucht, meine Frau zu erreichen?«

»Natürlich, aber es hat niemand abgenommen.«

Markgrafs Gedanken rasten. Seine Frau nicht erreichbar, ihr gemeinsamer Sohn Stephan war mit drei Jahren noch zu klein für ein Smartphone, und seine Stieftochter Melanie hatte in ihrer Verträumtheit ihres sicherlich irgendwo herumliegen. Hastig hängte er das Sakko über die Lehne seines Bürosessels und schlüpfte in die dick gefütterte Lederjacke, tastete, ob sich Haus- und Autoschlüssel wirklich in der Jackentasche befanden, und war nach einem flüchtigen Gruß zu seiner Sekretärin schon aus dem Büro hinaus. Die Wartezeit vor dem Fahrstuhl und die Fahrt in die Tiefgarage wurden zur Qual. *Was ist geschehen? Eine erpresserische Entführung meiner Kinder? Lohnen würde sich das für die Kidnapper schon. Ein Unfall im Haus oder auf eisglatter Straße? Hätte ich meiner Sekretärin bloß gesagt, sie solle die Krankenhäuser abklappern!*

Hinter dem Steuer wurde er ruhiger, der Straßenverkehr erforderte seine Aufmerksamkeit.

Unterwegs bemühte er sich immer wieder, durch Spekulationen Licht in das Dunkel der Geschehnisse zu bringen. Von innerer Unrast getrieben versuchte er, den vorigen Abend vor seinem geistigen Auge ablaufen zu lassen, nachdem er sich an nichts Konkretes vom heutigen Tag erinnern konnte, das er mit einem Unglück in Verbindung gebracht hätte.

Heute war der 25. Dezember, aber der Vertragsabschluss war für ihn und seine Firma wichtig genug, um am Vormittag seine Familie allein zu lassen. Nicht alle Asiaten feierten nun mal Weihnachten.

Die Bescherung gestern war geprägt von Unruhe, die Minuten danach ließen auch nichts an Dramatik zu wünschen übrig. Die Elfjährige, Melanie, drängte, dass die Eltern sie zum Weihnachtsgeschenk führten, was Markgraf gern tat, obwohl er im Geiste schon bei der Vertragsverhandlung war. Kurz schüttelte er den Kopf, um diese Gedanken zu vertreiben. Wieder entspannt lächelte er seine Stieftochter an in der Hoffnung, dass seine Hinwendung zu ihr und ein freundlicher Gesichtsausdruck hier und da zu einem innigeren Verhältnis führten! So legte er ihr das Geschenk in die Arme und wartete, bis sie das teure Geschenkpapier abgerissen und den aufwändig gestalteten Karton lieblos aufgebrochen hatte. Hilflös hatte er zu

seiner Frau geblickt, die mit vor Schreck geweiteten Augen ihre Tochter anstarrte. Melanies Körper war steif, ihre Augen aufgerissen, und mit zusammengebissenen Zähnen hatte sie das Pony aus seiner Formverpackung gezerrt. Mit beiden Händen umfasste sie die Spielzeugfigur um die Körpermitte, die Fingerspitzen konnten sich gerade berühren, und hielt es mit ausgestreckten Armen so weit wie möglich von sich. Das fernsteuerbare Geländefahrzeug mit Pferdeanhänger, Jockey und Sulky – alles im Maßstab zum Pferd passend – würdigte sie nur eines kurzen Blickes.

»Das habe ich nicht gewollt! Das tausche ich um! Susanne hat einen Tablet-PC bekommen und kann damit nichts anfangen, aber auf solchen Kinderkram wie das hier steht sie. Und wenn nicht mit ihr, dann tausche ich mit Mara. Sie weiß nicht, was sie mit ihrem neuen Chemiebaukasten anstellen soll. Das doofe Pferd behalte ich jedenfalls nicht.«

Bevor die Tränen aus ihr herausbrachen, hatte sich Melanie schon umgedreht und war den Flur entlang in ihr Kinderzimmer gerannt. Ihre Eltern hörten die Türe knallen, und ein »Wumm, wumm« signalisierte, dass das Mädchen seine Wut und Enttäuschung an Wand und Möbeln ausließ. Nur mit Mühe hielt Frau Markgraf ihren Mann davon ab, Melanie nachzueilen.

»Glaub mir, es ist besser, wenn sie sich erst einmal abreagiert. Ich kenne sie besser als du.«

Den Wutanfall verstand Markgraf partout nicht, denn ein Pony hatte sie sich doch gewünscht! Wochenlang hatte sie ihren Eltern damit in den Ohren gelegen, gelegentlich schon, seit sie nach den Herbstferien aus dem Ferienlager zurückgekommen war. Was war dann der Grund für die Enttäuschung? Nun zog ihn die Erinnerung daran wieder in die Realität zurück. Plötzlich quälte ihn eine noch schlimmere Befürchtung: Hatte seine Tochter sich etwas angetan?

Den Rest der Strecke musste er sich zusammenreißen, um seine Konzentration auf die winterlichen Straßenverhältnisse zu richten. Immer wieder zuckte er zusammen, wenn ihm seine Einbildung Bilder vorgaukelte, in denen Melanie sich in chaotischen bis skurrilen Szenen

lebensbedrohlichen Gefahren aussetzte. Nass geschwitzt erreichte er endlich sein Wohnviertel.

Als er in die Straße einbog, in der sein teurer Bungalow zwischen den übrigen Luxushäusern kaum auffiel, waberte ihm schon das stroboskopartige Blaulicht mehrerer Einsatzwagen entgegen. In den Vorgärten der Nachbarschaft führten Lichtergirlanden und Weihnachtsbäume einen aussichtslosen Kampf gegen das blaue Leuchten. Bis zu seiner Auffahrt kam Markgraf gar nicht durch, ein Polizeifahrzeug hatte gut einhundert Meter vorher die Fahrbahn blockiert.

Er brachte sein Coupé knapp daneben zum Stehen, beim Aussteigen zitterten seine Knie. Im letzten Moment wich er dem Krankenwagen aus, der ihm mit blauem Blinklicht auf dem Bürgersteig entgegenkam. In seiner Anspannung hatte er ihn vorher übersehen. Seine Frau? Stephan? Oder doch Melanie? Er rannte. Auf halber Strecke sah er seine Frau am Straßenrand vor der Einfahrt stehen, einen Arm schützend um den Dreijährigen gelegt. Er merkte, wie sie immer wieder zusammenzuckte. Also doch Melanie, ihre Tochter aus erster Ehe!

»Halt! Hier dürfen Sie nicht weiter.«

Verständnislos gaffte Markgraf den Uniformierten an, der sich urplötzlich vor ihm aufgebaut hatte und ihm nun beide Hände vor die Brust drückte, damit er stehen bliebe.

»Was ist ...? Ich bin ... Das ist mein Haus!«

Verwundert starrte er auf seinen Arm, den er unwillkürlich ausgestreckt hatte und der auf sein Heim zeigte – oder auf das, was davon übrig war. Nun erst nahm er wahr, dass vor seinem Grundstück und auch auf dem Rasen Löschfahrzeuge standen. Einsatzkräfte in dicken hellbraunen Feuerschutzanzügen, ausgestattet mit neongelben Helmen und mit Atemschutzgeräten, machten sich nur scheinbar behäbig auf den Weg in seinen Bungalow, der aus Tankfahrzeugen mit dicken Wasserstrahlen beschossen wurde. Nur Qualm stieg aus der Ruine, Flammen konnte er nicht sehen. Ihm wurden die Knie weich, noch rechtzeitig stützte er sich an

einem der brusthohen Edelstahlkästen ab, in denen seine Nachbarn ihre Mülleimer verbargen.

»Herr Dr. Markgraf, hat man Sie doch erreicht! Ihre Frau war sich nicht sicher, ob die Nachricht an Sie weitergegeben würde.«

Markgraf blickte auf. Den Einsatzleiter der Feuerwehr kannte er. Von welchem Clubtreffen, fiel ihm nicht ein.

»Was ist ...« Er schluckte. »Was ist geschehen? Meine Frau sehe ich, unseren Sohn auch. Aber was ist mit Melanie? Sie ist doch nicht ...«

Der Einsatzleiter winkte einen Mann in Zivil herbei.

»Schweigert ist mein Name, ich bin Notfallseelsorger.«

Markgraf rutschte an dem Müllhäuschen hinunter, bis er im Schneematsch auf dem Bürgersteig zu sitzen kam. Die Nässe zog sofort in seine Kleidung, er spürte es überhaupt nicht.

Schweigert fuhr fort. »Wie ich von der Feuerwehr erfahren habe, ist der Brand in einem der rückwärtigen Räume ...«

»Die Kinderzimmer!«, schrie Markgraf auf.

»... ausgebrochen. Die Einsatzkräfte sind mit Atemgeräten auf dem Weg dorthin. Wenn Sie ...«

Markgraf raffte sich auf und schob den Seelsorger mit einer unwirschen Armbewegung zur Seite. Wie ein Traumwandler stakte er auf seine Frau zu, nichts von seiner Umgebung nahm er wahr. Seine Tochter! Als Vater sollte sie ihn akzeptieren. Lieben. Zu viert sollten sie eine Familie sein. Und nun ... im Kinderzimmer! Verbrannt, verschüttet, erstickt? Unter Tränen erkannte er das Gesicht seiner Frau, bei der er gerade angekommen war. Fahrig und ohne es selbst wahrzunehmen, strich er Stephan übers Haar, unbewusst versuchte er, Trost zu spenden.

»Melanie?« Es fühlte sich an, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen.

»In ihrem Zimmer ist wohl der Brand ausgebrochen. Das sind die vorläufigen Vermutungen der Feuerwehr. Weil hier vorn noch nicht so viel verbrannt war, als sie kamen.«

Er schlug sich an die Stirn. Hatte sie sich wirklich etwas angetan? Oder war sie wieder einmal nur unvorsichtig gewesen? Schon öfter konnte Schaden gerade noch abgewendet werden, den ihre Fahrigkeit und Unkonzentriertheit heraufbeschworen hatten. Ein Föhn, ein elektrischer Heizofen? An der Gardine, der Bettdecke? Mit beiden Händen griff er seine Frau an den Schultern und schüttelte sie.

»Und Melanie?«

Seine Frau lächelte.

»Sie war als erste aus dem Haus. Hat Stephan und mich an der Hand gepackt und nach draußen gezerrt. Das war gleich, nachdem ihre Freundinnen wieder verschwunden waren. Sie hatte mit ihnen telefoniert, und beide waren gekommen. Susanne hat mir schulterzuckend ihr Tablet gezeigt, und Mara hatte einen Karton in einer großen Einkaufstasche angeschleppt. Sie blieben nur ein paar Minuten. Aber es war recht laut zugegangen im Kinderzimmer, die drei haben sich gestritten. Offenbar wollten die beiden ihre Sachen doch nicht gegen das Pony eintauschen.« Aufgeregt blickte sie sich nach allen Seiten um, nun zitterte auch ihre Stimme. »Aber du hast Recht. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen.«

Melanie lebte!

Markgraf ließ seine Frau stehen. Zwischen den Einsatzfahrzeugen rannte er hin und her. Irgendwo musste Melanie doch stecken! Und dann sah er den hellgrauen Strickpulli, auf dem der Hinterkopf von Mickeymaus prangte. Oder von Minnie? Egal! Er hatte seine Tochter entdeckt. *Als Erste draußen? In ihrem Zimmer der Brand ausgebrochen? Oh, Kind, wobei bist du nun wieder unvorsichtig gewesen?* Doch Antworten auf diese Fragen waren im Moment gleichgültig. Er schlängelte sich zwischen Fahrzeugen, Schlauchrollen und Menschen hindurch, die ihn aufhalten wollten, und strebte seiner Tochter zu. Gleich würde sie sich umdrehen, ihn erkennen und auf ihn zulaufen. Ihre Arme würde sie um seine Hüfte schlingen, ihren

Kopf würde sie an seine Brust drücken und schluchzen. »Papa, das hab' ich nicht gewollt«, würde sie ein ums andere mal rufen. Er würde in die Hocke gehen, mit ihr auf Augenhöhe ihre Tränen trocknen, ihr liebe Worte zuraunen und sie trösten. Sie wäre endlich *seine* Tochter, und er wäre von nun an als *ihr* Vater akzeptiert! Er blieb stehen, den Moment der Vorfreude wollte er auskosten. Ein Haus konnte man wieder bauen, die Einrichtung wieder kaufen. Die Liebe seiner Tochter jedoch war unbezahlbar.

Da drehte sie sich um. Minnie Maus lachte ihn von ihrem Pullover her an. Melanie kam langsam auf ihn zu, er ging in die Hocke und strahlte.

Wenige Schritte vor ihm blieb seine Tochter stehen, die Füße schulterbreit auseinander, und stemmte ihre Fäuste in die Seiten. Ihre Augen funkelten zornig, und trotzig reckte sie ihm ihr Kinn entgegen. Ihr Mund wurde breiter, die Lippen öffneten sich und zogen sich zu schmalen Strichen. Zwischen den Zähnen presste sie hervor: »Wetten, im nächsten Jahr kriege ich zu Weihnachten ein *richtiges* Pony!«

Kostüme

Die Zugänge sind geschlossen, die Tiefgarage kann durchs Treppenhaus noch betreten werden, umgekehrt ist es nicht mehr möglich. Die Lichter sind herabgedimmt oder teilweise gelöscht: Feierabend im Einkaufszentrum. Langsam schiebe ich meinen Putzwagen durch die Gänge. Ich liebe diese Ruhe, diese Stille. Nun kann ich meinen Gedanken nachhängen. Trotz meiner Pflichten, denen ich artig nachkomme. Tagsüber stören mich die vielen Passanten, die sich hier durchdrängen. Ein Gehaste und Geschiebe, da komme ich oft mit meinem Wagen kaum durch.

Einzelne Ladenlokale sind noch nicht abgeschlossen, die Betreiber machen Kassensturz, räumen neue Ware ein für den nächsten Tag oder entspannen sich bei einer Tasse Tee, die sie in ihrer winzige Pantry gebrüht haben. Den ein oder anderen sehe ich, wie er das Gitter herabzieht oder einfach die Glastür absperrt. Wir kennen uns. Nur vom Sehen, weshalb der gegenseitige Gruß unverbindlich bleibt.

Still grinse ich in mich hinein. Wie oft habe ich mir vorgestellt, wie es wäre, wenn man mich hier vergäße oder ich mich mit Absicht in einem der Geschäfte einschließen ließe. Was könnte ich alles anstellen! Mich im Uhrengeschäft bedienen und danach nie wieder arbeiten müssen – ich weiß, wie ich ans Steuergerät gelangte, ohne Alarm auszulösen –, Kassen der kleineren Läden um das Wechselgeld erleichtern – schließlich lassen viele Ladenbesitzer das Hartgeld in der Lade. Mein wirklicher Traum aber ist es, nur für mich selbst in einem Bekleidungsgeschäft eine Modenschau zu veranstalten. Ohne Zuschauer, ohne Zeitdruck, ohne den gestelzten Schritt und ohne das nicht nur gelangweilte, sondern auch langweilige Modelgesicht aufsetzen zu müssen. Amüsiert schüttele ich den Kopf, ich muss weiter.

Meinen Putzwagen lasse ich stehen, auch dieser Papierkorb hier am Kreuzungspunkt zweier Gänge will geleert werden. Ich klappe den Deckel auf, hieve den vollen Plastiksack hoch und drücke den neuen, leeren so weit hinein, bis er den Boden der Tonne ganz bedeckt. So schmiegt er sich auch

an die Innenwand und bietet das meiste Volumen. Nicht nur meine Gewissenhaftigkeit treibt mich dazu, den Kunden und Passanten möglichst viel Raum für ihren Abfall zu bieten. Ganz uneigennützig komme ich dieser Sorgfalt auch nicht nach. So habe ich weniger vom Boden aufzuheben, was sonst daneben fiele, und an den weniger belebten Tagen kann ich den ein oder anderen Papierkorb nach einem schnellen Kontrollblick auch mal unversorgt lassen. Nun verschwindet der volle Sack in der Tonne auf meinem Karren, ich drücke meinen Rücken durch, damit das Ziehen im Kreuz nachlässt. Dabei fällt mein Blick auf das Schaufenster des Spielzeugladens gegenüber.

Nach allen Seiten spähe ich ins Halbdunkel der Flure hinein, entdecke niemanden. Meinen Wagen schiebe ich vor den Laden. Falls man mich sieht, wird jeder denken, ich arbeite vor diesem Fenster. Es ist Karnevalszeit. Die Dekoration ist angepasst. Eisenbahnmodelle, Puzzlespiele und Barbiepuppen haben die Bühne verlassen und Harlekins, Clowns und Cowboys ihren Auftritt ermöglicht. Wie jedes Jahr in der fünften Jahreszeit. Mein Grinsen ist nicht nur amüsiert, sondern überheblich: Dem Inhaber fällt auch nichts Neues ein. Wieder ist die Szene farbenfroh dekoriert. Konfetti, eine Tröte und einige Sheriffsterne aus Plastik bedecken den Boden, Luftschlangen verhüllen die nüchternen Wände. So wirkt die Auslage nicht ganz so begrenzt. Die Kostüme sind in mittleren Konfektionsgrößen erhältlich, also sind ihre Träger lebensgroße Schaufensterpuppen. Bei deren Anblick seufze ich. Mein Mann und ich genießen den Karneval, gehen gemeinsam zu mancher Narrensitzung und stehen bei mindestens zwei Umzügen in der Region am Straßenrand und recken uns zum Vergnügen ab und zu, um „Kamelle“ aufzufangen. Dieses Jahr aber hat mein Mann keine Idee, als was er „gehen“ möchte. Bei dem Gedanken an die Dringlichkeit eines guten Einfalls seufze ich. Vielleicht bringt mir der Anblick der Kostüme ja eine Erleuchtung. Intensiv betrachte ich alle Schaufensterpuppen, stelle mir meinen Mann in jedem dieser Gewänder vor und gerate ins Träumen. Ein schneller Blick sagt mir, dass der Dekorateur diesmal ein Farbschema aufgebaut hat: von Schwarz links über Bunt bis zum Weiß auf der rechten Seite. Ein Vampir lehnt an der linken Wand, neben ihm hebt Zorro abwehrend die Hände, Superman im hautengen blauen Outfit eilt ihm zu Hilfe und wird dabei beobachtet von einem grünen Aquaman. Doch nicht nur Männern ist diese Ausstellung

vorbehalten. Rotkäppchen, in sehr wenig Stoff gehüllt, drängt sich an einen Clown im karierten Anzug, der wohl mit dem Pierrot ins Gespräch über ihr weißes Makeup vertieft ist. Nur die Jackenknöpfe und der Kegelhut des Pantomimen zeigen noch etwas Farbe, die dem Koch am Ende der Reihe gänzlich fehlt. Überrascht blinzele ich. Fast hätte ich ihn übersehen, schließlich hat er nur die halbe Höhe: Ein Nackter sitzt auf einem Dekowürfel zu Füßen des Rotkäppchens und des Clowns! Mit gekrümmtem Rücken, den linken Unterarm auf dem Oberschenkel abgelegt, den rechten auf dem anderen Bein senkrecht aufgestellt und das Kinn auf die Finger der rechten Hand gestützt. Dass dies eine ernstgemeinte Kostümierung sein soll, will mir nicht so recht in den Sinn. Wohl vielmehr als Karnevalsgag hat der Ladeninhaber diese Figur ausgestellt, als Kontrast zu seinen Kostümen. Mich fasziniert die plötzliche Assoziation mit der Skulptur von Auguste Rodin. Von der fein ziselierten Textur des perfekt nachgebildeten Denkers lasse ich mich in ihren Bann ziehen. Ich gehe in die Hocke, mein Kopf lehnt beinahe an der Scheibe. Mit einer Hand schirme ich die Augen gegen die Lichtreflexe ab, während ich neugierig versuche, pikante anatomische Details zu entdecken. Unwillkürlich zucke ich zusammen. Hat sich die Schaufensterpuppe etwa bewegt, der Zorro? Erschrocken fahre ich auf. Noch immer wehrt er diesen bleichen Dracula ab, aber deutlich sehe ich noch Bewegung in seinem Umhang. Richtig geflattert hat das Cape nicht, Zorro hatte sich in der Gewalt. So wie diese Straßenkünstler, die vornehmlich in Fußgängerzonen gold- oder silberfarben unbeweglich verharren und nur ab und an ruckartig ihre Haltungswechsel vornehmen. Besonders, wenn junge Frauen zu nah an ihnen vorübergehen. Mein Blick konzentriert sich auf diesen Romanhelden, den Beschützer der Schwachen. Sämtliche Klischees der Filme spulen vor meinem geistigen Auge ab. Und nun hat er sogar gezinkert! Ein kurzes Zucken nur im linken Schlitz seiner Maske. Es kann nicht sein, und dennoch bin ich mir ganz sicher. Ein leichter Schauer fährt über meinen Rücken, im selben Moment durchfährt Zorro ein leichtes Zittern. *Blödsinn*, schießt es mir durch den Kopf, *sein Zittern war deine Wahrnehmung, als du dich geschüttelt hast!* Hörbar atme ich aus, mein verhaltendes Lachen ist befreiend. Sicherlich hatte diese Schaufensterpuppe den gleichen Gedanken wie ich auf meinen ungezählten Runden durch dieses Einkaufsparadies: Sich einfach mal einschließen lassen und die Nacht über Schabernack treiben. Aufmunternd zwinkere ich der Puppe zu und fasse die Schubstange meines Wagens. Schon habe ich

mehrere Geschäfte hinter mir gelassen, als meine Fantasie mich glauben macht, schnelle Schritte zu hören. Drei, vier Männer denke ich an ihren Stimmen unterscheiden zu können, bin mir aber nicht sicher, schließlich klingt alles gedämpft. So, als käme es aus dem Geschäft, vor dem ich eben noch stand. Ich bilde mir ein, Gesprächsfetzen über Anzeige und Ärgernis zu hören. Auch ein dumpfes Rumpeln.

Während ich den letzten Abfallkörben zustrebe, spinne ich meinen Gedanken weiter. Zorro hat sich einsperren lassen und will dem gierigen Ladenbesitzer den mit überhöhten Preisen erzielten Kasseneinhalt rauben, um ihn den sicherlich bedürftigeren Kunden zurückzugeben. Nun wurde er ertappt und zeichnet dem Wucherer mit der Degenspitze das berühmte Z auf die Brust, bevor er sich aus der Szene absetzt. Keinesfalls, ohne die Wachleute durch das Umwerfen eines Regals an der Verfolgung zu hindern. Ich kichere, während ich den letzten vollen Müllsack in meiner Tonne versenke.

Auf dem Weg zurück fällt mein Blick wieder auf das Schaufenster mit den Karnevalskostümen. Zorro hat wieder seinen Platz eingenommen und hält den Vampirfürsten auf Abstand. Aber der Würfel ist leer, Rodins Denker ist verschwunden.

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie haben Ihren kurzen Ausflug in meine Fantasie beendet und hoffentlich den Lesespaß erfahren, den ich mir beim Schreiben für Sie erhoffe. Wenn das so ist, würde mich über zweierlei freuen: Erstens, dass Sie Vergnügen auch an der vollständigen Anthologie und meinen anderen Büchern finden mögen, und zweitens über Ihre Rückmeldung. Eine Rezension ist dem Autor Lob und Aushängeschild gleichermaßen, sie macht ihn bekannt. Schreiben Sie doch Ihre Meinung auf der Internetplattform, auf der Sie die *Stippvisite* bestellt haben, oder schicken Sie mir eine Mail! Beides ist mir willkommen.

Bis zum nächsten Buch!

Ihr

Michael Kothe

Mail: autor.michael-kothe@gmx.de

Internet: <https://autor-michael-kothe.jimdofree.com/>

Vom selben Autor:

»Quer Beet aufs Treppchen – 2020/2021«

“Der Anblick war wirklich nicht schön. Dazu kamen süßlicher Verwesungsgeruch und ein Hauch von Desinfektionsmitteln. Durch hektisches Schlucken konnte ich eben noch verhindern, dass sich der Geruch nach Erbrochenem dazugesellte. Beide Leichen lagen ...“



... in dieser Geschichte grausam zugerichtet auf einer Yacht. In anderen: eine erpresserische Kindesentführung, ein Mord im Winterwald - ohne Leiche, ein dramatischer Ausbruch aus der täglichen Routine. Oder der Schatz am Ende des Regenbogens, die Romanze, die zum Albtraum wird, und die, die glücklich endet ...

Doch wieder ist nichts, wie es scheint!

Wieder stellen sich ehrgeizige Erzählungen und Lyrik in Literaturwettbewerben oft erfolgreich dem Urteil der Jury aus Autoren,

Verlegern und anderen Literaten, wieder schreibt sich der Autor durch unterschiedlichste Genres.

»Der ist beim Schreiben vielseitiger als ich beim Lesen!«, urteilt die Bloggerin Rezensionserdista.de.

Und »eine gut gefüllte Wundertüte« rezensiert ein Bibliotheksmitarbeiter den ersten Band der Reihe.

Erhältlich beim Verlag, im örtlichen Buchhandel oder im Online-Versand als eBook und als Taschenbuch.

Taschenbuch Erscheint Ende März 2021.

eBook Erscheint Ende März 2021.

Mehr auf <https://das-buch-quer-beet.jimdosite.com>

»Quer Beet aufs Treppchen«

Wie liefert man einen Mörder aus - ohne Beweise und wenn man sich nicht zu erkennen geben darf? Was führt die düstere Babysitterin im Schilde? Welchen Gedanken hängt ein zum Tode Verurteilter nach? Überlebt die junge Hobbyarchäologin ihren Sturz in den bodenlosen Schacht? Kann der tollpatschige Raumfahrer in letzter Sekunde die Menschheit retten? Ist der Gast wirklich König? Und war da nicht noch ein vergnüglicher Mord am Frühstückstisch?



Der Titel ist Programm.

Schreibwettbewerbe legen die Messlatte hoch für Kreativität und schriftstellerische Qualität. Alle 24 Kurzgeschichten stellten sich im Wettbewerb dem Urteil einer kritischen Jury. Nicht wenige schafften es aufs schmale Siegertreppchen, bei oft mehreren hundert Beiträgen ein großartiger Erfolg. Viele Genres und Themen laden ein zur Reise durch die Fantasie von der bestplatzierten bayrischen Provinzposse über Mystisch-Romantisches bis zum preisgekrönten Horror.

»Best Of.« (FORUM München Nord)

»Der [Autor] ist beim Schreiben vielseitiger als ich beim Lesen!«
(Rezensionsnerdista.de.)

Erhältlich beim Verlag, im örtlichen Buchhandel oder im Online-Versand als eBook und als Taschenbuch.

Als Taschenbuch ISBN: 9783752972672

und eBook

Mehr auf <https://das-buch-quer-beet.jimdosite.com>

»Schmunzelmord – 25 kriminelle Kurzgeschichten aus dem Münchner Norden ...« und von anderswo: je einmal aus dem Brandenburgischen (von Sabine Reifenstahl) und aus dem Schwabenland (von Rudolf Georg).



Kriminell. Kurzweilig. Sympathisch.

Verbrechen wollen unterhalten. Dafür wird schon einmal ein Mord am malerischen Schleißheimer Schloss begangen oder erfährt der Koffer-Klau am Franz-Josef-Strauß-Flughafen eine unerwartete Wendung. Vor allem im Münchner Norden tobt das Verbrechen. Vom Handtaschenraub über Versicherungsbetrug reicht die Palette bis zum Totschlag. In 25 Kurzkrimis verüben lebenswerte Figuren Straftaten, werden Opfer oder klären auf. Jeder Fall ist anders, er lässt den Leser schmunzeln oder treibt ihm die Tränen des Mitgefühls in die Augen. Die Kürze bietet Lesevergnügen auch für zwischendurch, ...

»... aber es wird selten bei nur einer der prickelnden Geschichten bleiben.« (FORUM München Nord)

»Ein erfrischender Erzählstil und überraschende Auflösungen garantieren beste Unterhaltung und machen Lust auf den nächsten Fall.« (Schongauer Nachrichten)

Erhältlich beim Verlag, im örtlichen Buchhandel oder im Online-Versand als eBook und als Taschenbuch.

Als Taschenbuch ISBN: 9783750289017

und eBook

Mehr auf <https://das-buch-schmuzzelmord.jimdosite.com>

»Siebenreich – Die letzten Scherben«.

High Fantasy.



Siebenreich, eine »Idylle des Dreißigjährigen Krieges«.

Drogan´ t Har, der Sohn des Drachen, sonnt sich in der Legende seiner Unsterblichkeit. Unerschöpfliche Heere von Orks wirft er nach Siebenreich in einen Krieg, den er dank seiner erstarkenden Magie und einer Geheimwaffe endlich zu gewinnen hofft. Doch ihm stellt sich nun ein geheimnisvoller Waldläufer entgegen, ein Orkjäger nicht aus dieser Welt. Immer wieder entkommt er seinen Schergen und nähert sich ihm stetig.

Kann Drogan´ t´ Har ihm die magische Waffe entreißen und mit der seinen vereinen? Oder ist am Ende der Fremde siegreich?

Julia gerät zwischen die Fronten. In ihrem eigenen Interesse muss sie sich auf das Abenteuer einlassen. Sollte sie aber je ihr Ziel erreichen, wohin führt sie dann ihr Weg?

»Siebenreich – Die letzten Scherben« ist der erste der eigenständigen Romane aus der epischen Fantasy-Reihe »Siebenreich«.

Als Taschenbuch ISBN: 9798668692545

und eBook

Mehr auf <https://das-buch-siebenreich.jimdosite.com>

... und natürlich die anderen eBooks aus dieser Reihe:

»Auf Stippvisite in Schmunzelmord« und

»Auf Stippvisite in Quer Beet aufs Treppchen«

Eine Auswahl von je 5 Erzählungen.

<https://stippvisite-by-michael-kothe.jimdosite.com>

